

Neue Züricher Zeitung

Dienstag, 9. Juli 2013 Nr. 156, S. 17

Lewis Hine im Fotomuseum Winterthur

Das grosse Missverständnis

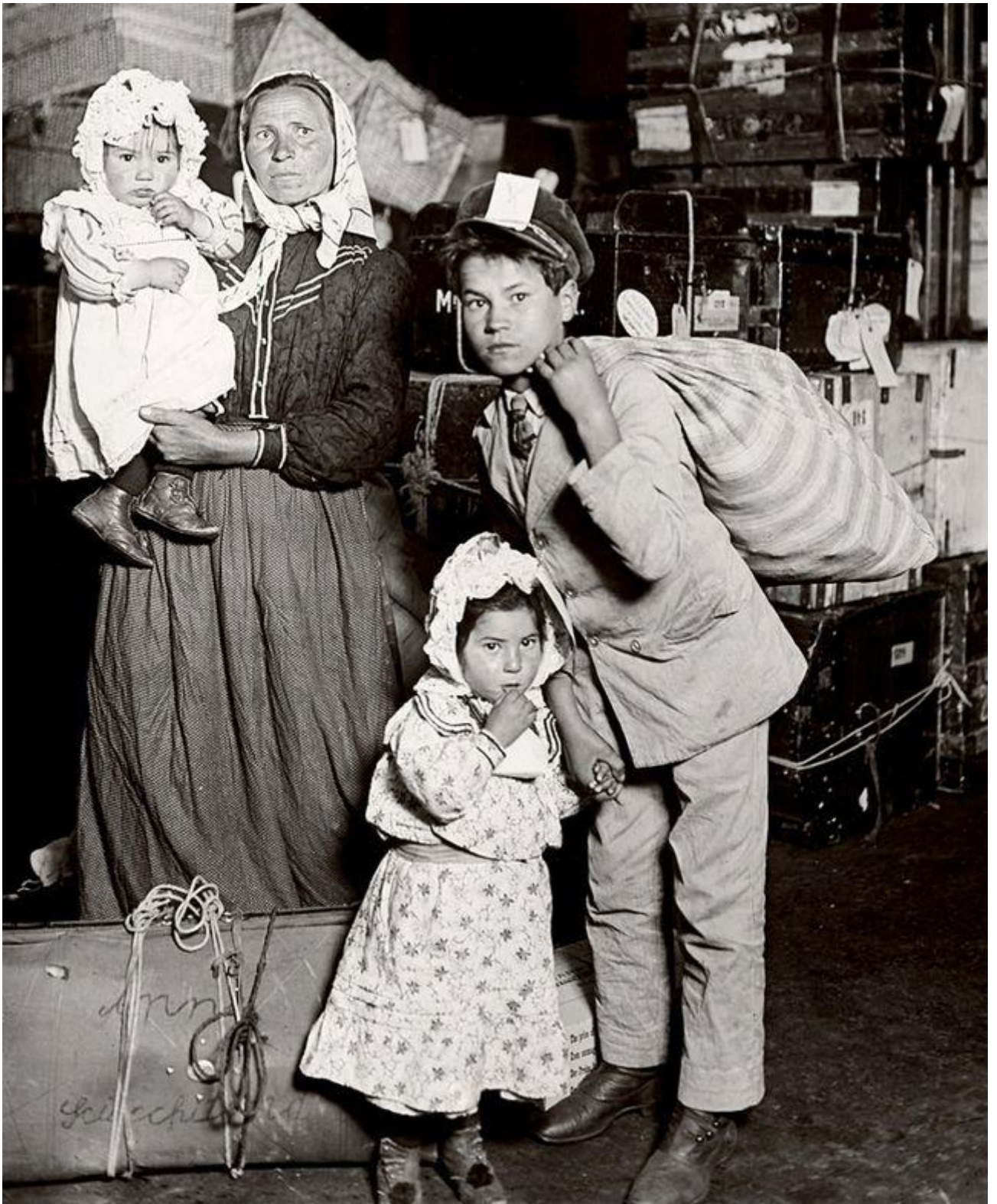


[«Midnight at the Brooklyn Bridge», 1906. \(Bild: Collection of George Eastman House, Rochester\)](#)

Gründungsdirektor Urs Stahel, der seit je den Mut zur Provokation besass und gerne laut den Tod der Fotografie verkündete, verabschiedet sich vom Fotomuseum Winterthur mit dem Beweis seiner Prophetie: Ja, die Fotografie ist tot!

Daniele Muscionico

Selten schien die Fotografie so im Gestern verloren wie in der museal inszenierten Ausstellung, die dem amerikanischen Pionier der sozial engagierten Fotografie gewidmet ist, Lewis Hine (1874 – 1940). «Lewis Hine – Fotografieren, um zu verändern» ist nicht nur ein selten unlustiger, ungraziöser Titel für eine Retrospektive, auf die man lange gewartet hat. Selten roch das Medium auch derart vergangen, weil beseelt von einem biblischen Gestus – und ist dabei von einer Glaubenskraft, in der Zukunft wohnt.



[«Italian family looking for lost baggage, Ellis Island», 1905. \(Bild: Collection of George Eastman House, Rochester\)](#)

Heroische Porträts

Wieso? Weil hier einer mit alttestamentarischem Furor an die Macht des Bildes geglaubt hat. Einer, der nicht wie wir Zeitgenossen auf den Illusionscharakter des Mediums pochte, sondern qua seiner Kamera noch Schwarz von Weiss schied, Gut von Böse und sein Publikum an der Hand nahm: «Schaut her, seht hin und empört euch!»

Lewis Hine, ein Mann, ein Missionar, ein Missverständnis. «Man at Work» (1932), die Publikation, die dem Arbeiter-Helden im Maschinen-Alder gewidmet ist, ist das grosse Vermächtnis des Autodidakten. Heroische Porträts zerbrechlicher Menschen vor gigantischen Stahlwalzen oder auf Stahlträgern balancierend hoch über den Strassen Manhattans. Wie bei seinen «Work Portraits», darunter der heute ikonische Mechaniker an der Dampfmaschine in einem Elektrokraftwerk («Powerhouse Mechanic», 1920), stellte Hine den Menschen symbolisch ins Zentrum einer neuen, kalten Zeit, als Herz und Seele der Maschine.

Hine suchte das Erweckungserlebnis, sein Glaube machte aus seiner Arbeit eine Obsession. So beteiligte er sich an der Pittsburgh Survey of 1907– 1910, der ersten gross angelegten Studie zum städtischen Leben in den USA. Neben den Porträts von Arbeitern und ihren Familien sammelte er auch Eindrücke von der städtischen Industrielandschaft in Pittsburgh. Die Bilder fanden weite Verbreitung, zuerst in populären und reformistischen Zeitschriften, später in einer Reihe von Büchern.

Hine war ausserdem der offizielle Fotograf der ersten amerikanischen Lobbyorganisation gegen Kinderarbeit, des National Child Labor Committee (NCLC). Für sie dokumentierte er von New York bis West Virginia, von Massachusetts, Georgia und Colorado bis Oklahoma. Rastlos war er unterwegs, zehn Jahre lang, von 1908 bis 1918, 80 000 Kilometer reiste er jährlich durch das Land, 5000 Porträts entstanden in dieser Zeit, deren Wirkung, wenn auch Jahre später, in Gesetzesreformen mündeten und in Verboten. Denn der Aktivist sammelte nicht nur fotografische Zeugnisse, sondern beschrieb die Porträtierten auch ausführlich: ihr Alter, ihre Körpergrösse, ihre Herkunft.

Starke Effekte

Auch dank Hine schuf die «Fair Labor Standards Act» von 1938 mit dem Arbeitsverbot für unter Sechzehnjährige eine Regelung gegen Kinderarbeit. Doch das Dilemma ist augenfällig und führt zum Missverständnis wider Willen: Hines Stärke war seine Schwäche. Er beherrschte die visuelle Kommunikation, das heisst Manipulation, und setzte auf starke Effekte und Emotion, was ihm zusehends den Ruf eines Sentimentalisten einbrachte. Mit Folgen bis heute: Seine «Work Portraits» etwa sind die idealen Kandidaten gegen die Angst vor der weissen Wohnzimmerwand. Hine, der Pop-, weil Poster-Star.

Eine Tragödie, im Grunde genommen, denn: Lewis Hine verstand seine Kamera als Pflugschar und Schwert, er prangerte damit die frühkapitalistischen Greuel in seinem Land an, Kinderarbeit, Armut, die Lebensbedingungen der Immigranten, der Menschen auf den Grossbaustellen einer Nation, die mit Stahl und Glas den Himmel eroberte im Wettlauf gegen die Depression: das Chrysler Building, das Empire State Building in New York. Tausend Aufnahmen machte er während dessen wahnwitzig kurzer Bauzeit von elf Monaten – vierzehn Arbeiter verloren ihr Leben, bis er stand, der Inbegriff des Wolkenkratzers schlechthin.

1,7 Millionen Kinderarbeiter, Kindersklaven, zählten die USA um 1900, jedes sechste Kind zwischen fünf und zehn Jahren war betroffen; Hine, ein früher Wallraff, erschlich sich inkognito Zugang zu Kohleminen, Spinnereien, Walzwerken, Stahlhütten, wo die Kinder unter den gefährlichsten, menschenunwürdigsten Verhältnissen Gesundheit und Leben riskierten. Er stellte sie an ihren Arbeitsplätzen frontal vor seine Kamera, drückte auf den Auslöser – und unter das Bild schrieb er später, trocken: «Fiel in eine Spinnenmaschine, ein ungeschütztes Getriebe, zwei Finger zerquetscht.»

Medium der Pädagogik

Die Gesichter der Kinder auf Hines Bildern leuchten trotzdem: Die Liebe, die er für sie empfand, schenkten sie ihm in ihren Blicken wieder. Lewis Hine begriff seinen Kampf gegen die Ungerechtigkeit und somit die Fotografie als neues Medium der Pädagogik. Und sein Furor mag auch biografische Gründe gehabt haben. Er wusste, wie Armut schmeckte. Sein Vater war gestorben, als Hine gerade 18 Jahre alt war und seine Highschool beendet hatte. Von nun an versorgte er die Familie, jobbte für vier Dollar die Woche täglich dreizehn Stunden in verschiedenen Fabriken, bis diese ihre Tore schlossen. Schliesslich hatte er das Glück, Menschen zu finden, die ihn förderten: den Pädagogen Fanny Frank etwa, der Hine ein Lehrerstudium empfahl und später zu einer Anstellung verhalf bei der Ethical Culture School in New York. Hine war im Sammelbecken der Reformer gelandet.

Doch den Geschmack der Armut wurde er zeitlebens nicht los. Finanzielle Engpässe begleiteten ihn, berufliche Tiefschläge. Sie mehrten sich im Laufe der Zeit, und als er 1940 im Alter von 66 Jahren in New York verarmt starb, war sein Name nur mehr eine Randnotiz wert. Ein Mann, der für viele so vieles erreicht hatte, hatte am Ende für sich alles verloren.

Winterthur, Fotomuseum, bis 25. August.